



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kleinere Mitteilungen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Kleinere Mitteilungen.

Der Preßunfug. Mitunter, das muß billigerweise anerkannt werden, trägt die Gassenjungenpresse zur Erheiterung bei. So in den letzten Tagen, als sie den alten Kniff anwandte, durch lautes Schreien „Haltet den Dieb!“ von ihrer eignen Spur abzulenken. Hätten nur nicht in den Taschen noch die Steine geklappert, die in die Fenster des Königsschlusses geworfen werden sollten! Auch die greulichen Gesichter, welche die edle Brüderschaft stets bei dem Vernehmen des Wortes Kartell schneidet, wie Lucifer beim Anblick des Kreuzes, können belustigen. Bestätigt doch ihre Wut, daß die Verständigung der nationalen Parteien eine patriotische That war, und daß nur beklagenswerte Verblendung an der Sprengung des kaum geschlossenen Bundes arbeiten kann. Aber das Lachen vergeht einem doch, wenn man die unerhörte Frechheit betrachtet, von welcher im 44. Hefte dieser Zeitschrift Proben mitgeteilt wurden, und man fragt sich, wie lange der Unfug noch geduldet werden soll. Als ob die Deutschen von heute noch die dickfellige und blöde Nation wären, wie in den dreißiger und vierziger Jahren, wagt es ein Häuflein Eingewanderter alles zu begehren, was uns verehrungswürdig ist, und sie und ihre würdigen Genossen stellen ganz ungeschont die Forderung auf, daß die ungeheure Mehrheit sich nach den Sitten und dem Geschmade der Fremden richten solle, weil diesen germanische und christliche Denkweise unverständlich und unangenehm sind. Das heißt denn doch, die Welt auf den Kopf stellen. Niemand hat die unverschämten Gäste gerufen, niemand hält sie zurück, wenn es ihnen bei uns nicht gefällt, wenn ihnen abgeschmackt, was uns vernünftig, lächerlich, was uns heilig erscheint. Ihre angebliche Sehnsucht nach dem gelobten Lande pflegen sie zu verleugnen, sobald ihnen der Weg dahin gezeigt wird. Nun wohl, sie können ja dem Beispiel ihrer Reinach und Wolff und Konsorten folgen, und kaum in Paris angekommen, die Franzosen spielen; England steht ihnen offen, für das sie ja eben jetzt eine rührende Schwärmerei an den Tag legen. Wie lange sich die Franzosen und Engländer die Aufdringlichkeit der Internationalen bieten lassen werden, das geht uns nichts an. Wir aber, obwohl nicht mehr der Bewunderung unsrer Voreltern für eine Lady Milford fähig, teilen noch die Ansicht des alten Miller über die Behandlung, deren sich in Deutschland ungehobelte Gäste zu versehen haben. Vor allem kann eins nicht oft genug gesagt werden. Bei einem österreichischen Schriftsteller, Nürnberger, fanden wir einmal, es mag zwölf oder fünfzehn Jahre her sein, eine sehr verständige Beleuchtung des Widerspruches, daß die Juden die ihnen zugestandene Gleichberechtigung als selbstverständlich hinnehmen und nach allen Richtungen ausnützen, gleichzeitig aber noch ebenso rücksvoll und schonend behandelt sein wollen, wie zu der Zeit, als sie noch unter besondern Gesetzen standen. Das ist noch viel schlimmer geworden, seitdem der Deutsche keine Neigung mehr zeigt, sich jede Unbill von Fremden, heißen sie Kelten oder Mongolen oder Semiten oder wie sie sonst wollen, lächelnd gefallen zu lassen. Die Solidarität ist so vollständig, daß, wenn es einen juckt, alle andern sich pflichtschuldig mitfragen. Das muß ein Ende nehmen. Die tüchtigen Elemente in dem Stamme, die vielen braven Menschen, welche national fühlen und ehrlich mitarbeiten an unsern gemeinsamen Aufgaben, die müssen endlich einsehen, daß es im Gegenteil ihre dringendste Pflicht ist, den Auswurf nicht nur von sich abzuschütteln, sondern mit dem Fuße von sich zu stoßen. Das sind sie sich selbst noch in höherm Grade schuldig, als der All-

gemeinheit. Empfindsamkeit und Wehleidigkeit dürfen in der Politik nicht mitreden. Wer ein gemeinschädliches Subjekt in Schutz nimmt, wohl gar noch unterstützt, einzig und allein aus Rassegefühl, der mag sich sehr edel dünkel und von Weibern mit und ohne Hosen dafür gepriesen werden, allein er darf sich nicht beklagen, wenn er als Mitschuldiger zur Verantwortung gezogen wird. Die Juden, die sich aufrichtig zu den Deutschen zählen, haben alle, alle Mittel in den Händen, diejenigen ihrer Stammesgenossen unschädlich zu machen, mit denen sich auf die Länge nicht leben läßt. Solange die Juden in der Geschichte vorkommen, hat der Dünkel, die Lust, sich in fremde Angelegenheiten zu mengen, andern ihren Glauben aufzudrängen u. s. w., sie allen Völkern verhaßt gemacht und Katastrophen herbeigeführt, in denen die Unschuldigen mit den Schuldigen büßen mußten, weil sie nicht Gerechtigkeitsgefühl und Entschlossenheit genug besaßen, auszustoßen, was faul und unrein war. Soll die Lehre von Jahrtausenden unbeachtet bleiben?

Eine Auswahl von Erzählungen Gaudys (Berlin und Stuttgart, Spemann) ist von einer Nichte des Dichters mit einer sehr redseligen Einleitung versehen worden, in der beklagt wird, daß seine Werke „viel schneller, als sie verdient, der Vergessenheit zur Beute gefallen“ seien, während er doch „Großes und Schönes geschaffen, in ewiger Poesie gesungen“ habe. Das muß, auch wenn dem verwandtschaftlichen Gefühl die gebührende Rücksicht gewahrt bleibt, doch etwas stark genannt werden. Gaudy hat artige Sachen, oft voll liebenswürdiger Laune, geschrieben, allein nichts Großes, überhaupt nichts Eigenartiges. Er gehört zu den Talenten, die sich leicht anregen lassen, aber auch der Anregung bedürfen. Am häufigsten spürt man Heines Einfluß, außerdem vorzüglich Eichendorffs und Rangergs. Ueberdies sind seine besten Sachen heute schon dem großen Publikum ziemlich unverständlich. Das „Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen“ verspottet recht lustig Gustav Nicolai, dessen Buch übrigens nicht „Ueber Italien“ heißt, sondern „Italien, wie es wirklich ist“; allein dies Buch ist gänzlich verschollen, und daher verfehlen die Anspielungen auf dasselbe, wie auf die „Evangeliſche Kirchenzeitung“ u. dgl. gegenwärtig ihre Wirkung. Seine Verherrlichung Napoleons, an der sich „manche gestoßen“ haben, ist nur zu entschuldigen, wenn man sich der traurigen, thatenlosen Zeit erinnert, die sich nach einem Manne sehnte; wir brauchen, um Helden zu feiern, weder so weit zurück, noch gar in das Lager des Feindes zu greifen. Uebrigens sind bald nach Gaudys Tode seine Werke gesammelt worden, und während dies häufig die letzte Ehre ist, die einem Schriftsteller erwiesen wird, wurde er sogar später noch von einem Verleger unter die „Klassiker“ versetzt, was er selbst sich schwerlich hat träumen lassen. Mehr kann man nicht verlangen. Die Baronesse Gaudy führt selbst den Beweis, wie es mit dem Nachruhm von Dichtern bestellt ist. Sie erzählt: „Sein Freund, der schwärmerische Sänger der „Bezauberten Rose“ und der „Cäcilie“, Ernst Ferrand (Schulz), hatte ihn nach der Schweiz begleitet.“ Da werden also Ernst Schulze und der unbedeutende Lyriker Eduard Schulz, genannt Ferrand, der zwei Jahre alt war, als Schulze starb, zu einer Person gemacht! Wie es scheint, kommt das Nachschlagen desto mehr aus der Mode, je mehr es durch zahllose Hilfsbücher erleichtert wird. Ihre Pietät hätte die Herausgeberin durch sorgfältigere Korrektur beweisen können. Der Schneidergeselle möchte sich „skizzieren“ anstatt „skifizieren“, im Berliner Tiergarten befindet sich eine „Russeninsel“ anstatt einer „Rousseauinsel“, „Hebe, sieh, in sanfter Feier,“ hat sich in „Hebe dich u. s. w.“ verwandelt, der relegierte Pförtner hätte anstatt dem „Brummen“ dem „Braunen“ (Pferd?)

des Vaters Troß geboten u. s. w. Auch glauben wir nicht, daß Gaudy die „unterschlagenen Arme“ verschuldet hat; zu seiner Zeit wurden wohl Gelder unterschlagen, Arme jedoch noch untergeschlagen. Durch so arge Nachlässigkeit wird dem Autor keine Ehre erwiesen.



Litteratur.

Wiener Autoren von Ernst Wechsler. Leipzig, Friedrich, 1888.

In einem einleitenden Kapitel wird die Herausgabe dieser „Wiener Autoren“ als ein ganz gefährliches Unterfangen hingestellt. Aber wir glauben, Ernst Wechsler kann ruhig sein. Die „Wiener Autoren“ werden hoffentlich finden, daß er ihren Bohn nicht allzusehr herausgefordert hat. Die „Chefs“ wohl ziemlich aller neunhundertundneunundneunzig Wiener Zeitungen werden hier ziffermäßig genau nach der Höhe des Honorars, das sie — zählen, von den kleinen Häuptern der illustrierten Tageszeitungen bis zu den Serenissimi der „Neuen freien Presse“ mit einem entsprechenden kleinen oder großen Räucherkerzchen bedacht. Nur der arme Herr Böhm geht leer aus; der Ärmste ist sicher kein Feuilletonredakteur. Ja es wird sogar ganz grimmig auf ihn losgedroschen. O, über den Heldennut Ernst Wechslers und seine Veröffentlichung, die übrigens schon vorher in Gestalt von „Feuilletons“ die Welt in den Harnisch gebracht zu haben bekenn! Da der Verfasser aber Dyrifer ist und im Vorwort ganz jämmerliche Jeremiaden über den herabziehenden Einfluß der Journalistik singt, so können wir nicht umhin, ihn etwas ernstlicher zu nehmen und ihn dringend zu bitten, doch vor allen Dingen bei seiner eigenen literarischen Persönlichkeit vor den in unsern Augen schlimmsten dieser Einflüsse recht sehr auf der Hut zu sein. Wenn das Buch eine Satire auf den litterarischen Agenturstil „unterschiedlicher (!) deutscher Blätter“ (S. 63) sein wollte, so könnte es sich nicht besser dafür befähigt zeigen, als durch folgende, wirklich aus dem Vollen herausgegriffenen Sätze: „Die Liebe beginnt in den beiden Herzen in herrlichster Weise zu walten . . . Diese Partie ist von solcher Gemüts tiefe, solcher Seelenkenntnis diktiert (!) und mit einem solch elegant-flotten („flott“ ist überhaupt ein Lieblingwort!) Humor niedergeschrieben worden (worden!), daß wir allen Respekt vor dem Autor bekommen“ (S. 84). „Die“ Ebner-Gschenbach (stets so!) „vereint männliche Energie, männlichen Ernst mit dem feingederten Seelenleben (!) der Frau“ (S. 176), während gewöhnlich „die epochemachenden künstlerischen Genies bis heute nur aus den Reihen der Männer aufgetaucht (!) sind“ (S. 128). „Eine solche Partei verfügt über eine Kraftentfaltung“ (S. 101) u. s. w. — Es fehlt auch nicht an allerlei seltsamen und aufregenden Behauptungen: „Aeschylos, Sophokles und Euripides waren für ihre Zeit und die damaligen Anschauungen durch und durch moderne Dichter“ (S. 118). Wer das Gegenteil glaubt, „begeht einen beispiellosen Schnitzer.“ — „Daß zur Erreichung großer Lebenszwecke ein starrer, brutaler Egoismus notwendig ist, ist eine Thatsache, die wohl niemand bestreitet“ (S. 98). — „Die Einwendung, daß kein anständiger Journalist an einem übelbeleumundeten Blatte thätig sein dürfte, ist keine stichhaltige“ (S. 11). So?

(F. G.) Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.